

Leseprobe aus:

ZORA DEL BUONO

# HUNDERT TAGE AMERIKA

Begegnungen zwischen  
Neufundland und Key West

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2011  
© 2011 by mareverlag, Hamburg

**Typografie** Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

**Schrift** Dante MT und ITC Franklin Gothic

**Karte** Peter Palm, Berlin

**Druck und Bindung** CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

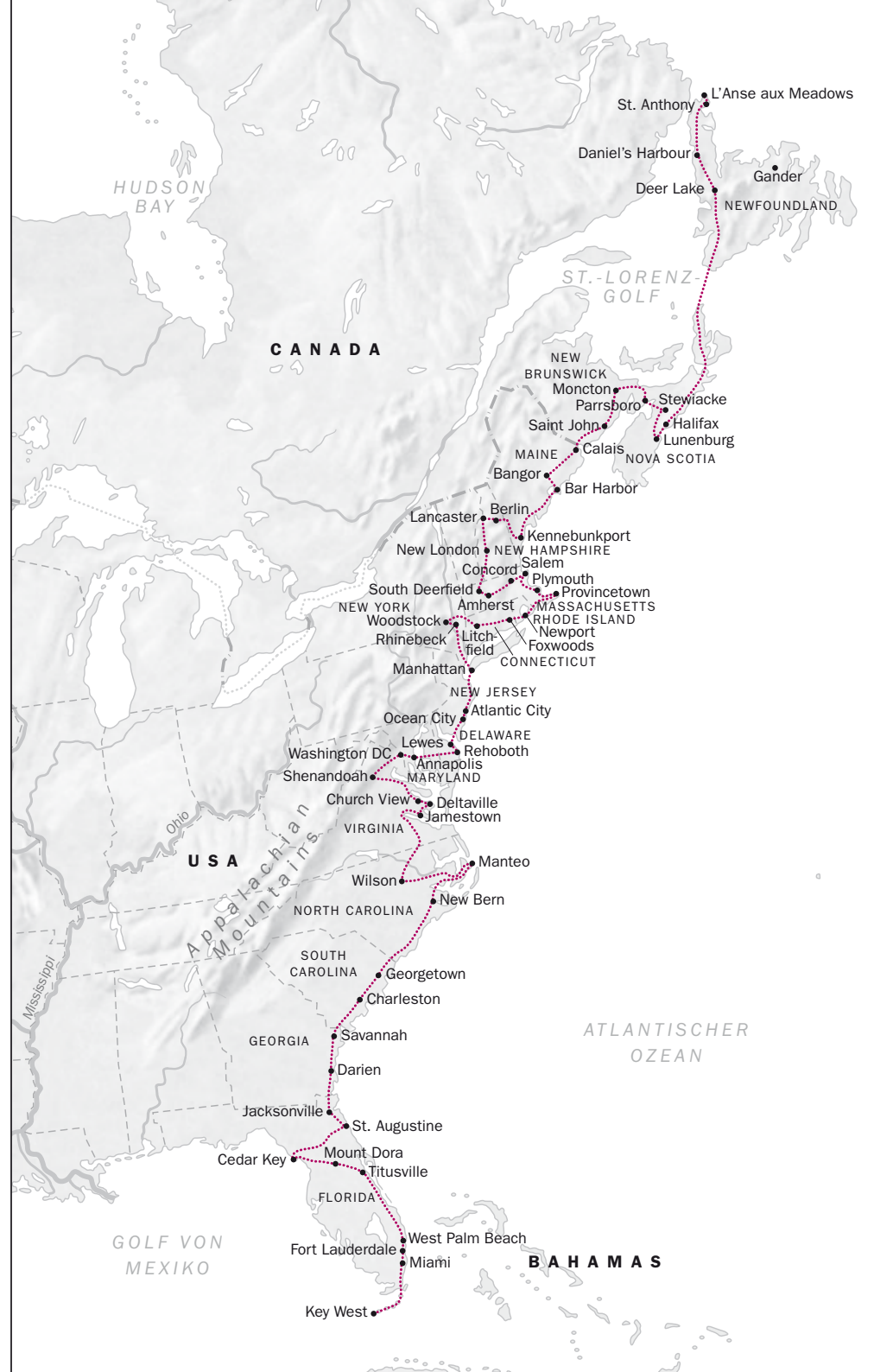
ISBN 978-3-86648-145-9



[www.mare.de](http://www.mare.de)

Marlis del Buono **gewidmet**

**Widmung** Schon in der Antike bekannte Dankeserweisung;  
steht auf einer dem Text vorangestellten und nicht paginierten  
Seite; in der Regel an nahestehende Personen gerichtet, bis ins  
18. Jahrhundert oft nicht als rein freundschaftliche Geste ge-  
dacht, sondern dafür eingesetzt, gesellschaftlich hochstehenden  
Persönlichkeiten aus dem weltlichen oder kirchlichen Raum zu  
schmeicheln, um als Gegenleistung ein Geschenk, auch in Geld-  
form, zu erhalten, da Autorenhonorare unüblich waren.



## 27 BREITENGRADE

»Sempiternum viatrix catuluscum«

Es ist dies nicht die erste Reise nach Nordamerika und auch nicht die zweite. Es ist aber meine erste Reise mit einem speziellen Schwerpunkt, dem der Einwanderung nämlich. Sie wird die gesamte Ostküste entlangführen, Anfangspunkt ist das Fischerdorf L'Anse aux Meadows (51° N) an der nördlichsten Spitze Neufundlands, Endpunkt wird das Rebellenparadies Key West (24° N) im Süden Floridas sein – falls die Dinge so gehen, wie sie sollen. Steter Begleiter dieser atlantischen Sommerfahrt: das Italienische Windspiel Topolino, genannt Lino, Rüde, viereinhalb Jahre, fünf Kilo, Bett-schläfer, Fellfarbe **Isabel**, ein aufgeweckter Zwerg, leidenschaftlicher Jäger und fordernder Spaziergänger mit einer Tendenz zum Größenwahn.

Sieben Stunden zwanzig Minuten dauert der Flug über den Atlantik. Sieben Stunden zwanzig Minuten neben einem langhaarigen, nass geschwitzten Heavy-Metal-Fan sitzen, der sich sicherlich gleich mit Bier oder Whiskey zuschütten wird, wie unangenehm. Sein

**Isabel** Der Legende nach benannt nach Isabella Clara Eugenia von Spanien (1566–1633), die gelobte, ihr blütenweißes Gewand so lange nicht zu wechseln, bis ihr Gatte Erzherzog Albrecht von Österreich die von ihm belagerte Stadt Oostende erobert habe. Die Belagerung dauerte drei Jahre, drei Monate und drei Tage. Verwendet wird die Farbbezeichnung bei Pferden, einigen Hunderassen und für Federzeichnungen bestimmter Vogelarten, der Ton entspricht der Farbe von Milchkaffee mit variablem Milchanteil.

verwaschenes **Mötley Crüe**-Shirt zeigt die Tourdaten 2009, *München, Stuttgart, Berlin, Köln*. Der junge Mann ist nervös, sehr blass, Augenringe von bedenklichem Ausmaß und tiefer Gräue, die kupferblonden Haare sorgfältig zu einem Pferdeschwanz gebunden. Er schlägt vor, dass seine Freundin und ich die Sitze tauschen, sie hat einen Platz auf der anderen Seite des Gangs, er wüsste sie gerne neben sich. Ich schaue zu ihr hinüber, schwarz gefärbtes Haar, schwarzes Outfit, auch sehr blass. Ein plausibles Paar. Ich muss ihn enttäuschen, mit *pet in cabin* sind nur Fensterplätze erlaubt, die Sicherheitsbestimmungen wollen es so. Niemand soll auf den Hund treten können, die Tasche ist zu meinen Füßen verstaut, Lino leicht sediert, er zittert nur kurz, schläft bald ein. Der Mann leidet unter Flugangst, ihm steht der Schweiß auf der Stirn, er hat Schluckbeschwerden, fürchtet sich vor Schmerzen in den Ohren, trinkt weder Bier noch Whiskey, sondern Wasser. Er hat ein weiches Gesicht, einen weichen Körper, eine sanfte Stimme; ein netter Mensch. Bald duzt man sich, M. arbeitet in der Automobilentwicklungsbranche, baut deutsche Autos im Norden der Nation, ein Technikfreund. Wir reden über dieses und jenes, es ist ein flüssiges Gespräch. Ich bin es, die das Wort *Nazikram* benutzt, der Zusammenhang ist mir im Nachhinein selber nicht mehr klar. Er stockt, sagt dann, sein Bruder sammle NS-Devotionalien, Embleme, Hakenkreuze, Armbinden, Flaggen, Münzen, deswegen müsse der doch kein schlechter Mensch sein, nicht wahr. Ich blicke auf die Uhr, noch mehr als fünf Stunden, das kann jetzt schwierig werden. Er sei kein Rechter, erklärt M., als Jugendlicher vielleicht, aber heute nicht mehr, auch

**Mötley Crüe** US-amerikanische Glam-Metal-Band, die sich erst *Mottley Krew* nannte, was eine Abwandlung von *motley crew* ist und mit *bunter Haufen* übersetzt werden könnte, und die später aus lauter Freude am geliebten Löwenbräu-Bier dem Bandnamen die Umlaute ö und ü hinzufügte.

wenn er nicht verstehe, warum man gleich als Rechter gelte, wenn man nicht mit Ausländern zusammenleben wolle. Ich biete einen Themenwechsel an, erzähle von der Wikingerstätte im Norden Neufundlands, die ich besuchen werde, seine Augen blitzen auf, er kramt ein Reclam-Büchlein aus dem Handgepäck: *Germanische Göttersagen, neu erzählt von Reiner Tetzner*. M. schwärmt von der Kultur der Germanen, die heutzutage ungerechterweise nicht den gleichen Stellenwert habe wie die der Griechen, und nennt **Odin** seinen persönlichen Gott. Er erklärt mir die Sagenwelt, mein Wissen ist mehr als lückenhaft. Ich lese ausführlich in dem Buch, eine hochkomplexe Angelegenheit, bei *Ragnarök*, dem Schicksal der Götter, ihren Kämpfen und dem daraus folgenden Weltuntergang, bleibe ich hängen. Odin wird im Laufe der Auseinandersetzungen vom riesenhaften Fenriswolf verschlungen, seine kriegerischen Energien haben ihm letztlich nichts genützt. Die Brutalität Odins missfällt meinem Sitznachbarn nicht, die Stärke und Macht des Gottes sind vielmehr Grund seiner Verehrung. M. führt ein Leben, das rund und in sich stimmig scheint, samt langem Haar, mächtigem Leib, Wochenendbesäufnissen und *Mötley Crüe*, auch Schlägereien gibt es mal, das kommt halt vor. Wir setzen schließlich zum Landeanflug an, der junge Mann kann nicht mehr schlucken, die Angst steht ihm ins Gesicht geschrieben, heldisches Germanentum hin oder her. Ich versuche ihn abzulenken, sage, eigentlich seien wir doch alle Abkömmlinge von Hominini aus dem Osten Afrikas. Das hört er gar nicht gerne, gibt zu bedenken, dass die Germanen andere Entwicklungsschritte getan haben könnten, eine eigenständige Menschheitslinie vielleicht, das wisse man nicht so genau, Affen habe es auch im Norden geben können, zumal die Kontinente ja

**Odin**, oder südgermanisch Wodan, altisländisch Óðinn und althochdeutsch Wuotan, ist der Hauptgott in der nordischen Mythologie und Religion, wie sie in den eddischen Dichtungen geschildert wird.

noch ganz anders verbunden gewesen seien. Seine Finger umklammern die Armlehnen. Die Maschine setzt auf, wir sind in Halifax, Kanada.

## NEWFOUNDLAND

»Quaerite Primum Regnum Dei«<sup>1</sup>

**Sprachübung (Betonung):** <sup>1</sup>NEW-FOUNDLAND like in <sup>1</sup>UN-DER-STAND

Die Zeitdifferenz zum ostkanadischen Festland beträgt keine ganze, sondern eine halbe Stunde, zu Mitteleuropa also viereinhalb Stunden. Unpraktische Rechnerei. Zeitonenunterschiede von einer halben Stunde kennt man auch im Iran, in Afghanistan und in Venezuela. Dies allerdings weniger aus Gründen geografischer denn politischer Natur: Venezuela beispielsweise hat 2007 als einziges Land Südamerikas eine Zeitzone von minus viereinhalb Stunden eingerichtet, was, wie kritische Stimmen unken, vor allem der Eitelkeit des Staatspräsidenten Hugo Chávez zuzuschreiben sei.

Sitze in der Propellermaschine von Halifax nach Deer Lake in der letzten Reihe (Reihe 9) neben einer Frau meines Alters, die zurückkehrt von der Hochzeit des Sohnes in Toronto. Die Greisin an ihrer Seite ist ihre Mutter, welche die Insel erst zum zweiten Mal in ihrem Leben verlassen hat, das erste Mal war 1960, es ging um einen Gerichtstermin. Die beiden packen Hochzeitsfotos aus, zeigen mir Bild um Bild. Der Wunsch nach einem Nachkommen steht jetzt an. Der Sohn ist dreiundzwanzig Jahre alt.

*They are very simple over there*, sagte mehr als einer in Halifax. Neufundländer gelten als eine Art kanadische Ostfriesen oder Appenzeller, hinterwäldlerisch und einfältig, aber lieb. Oder wie ein Ein-

heimischer meint: Erzähl denen in Nova Scotia, dass du aus Neufundland stammst, und du spürst ihre Herablassung. Auf der Fahrt durch atemberaubend leere Landschaften von Deer Lake im Herzen Neufundlands nach L'Anse aux Meadows im höchsten Norden der Insel zeigt sich: Simpel ist hier vieles, reduziert auf das Notwendigste vielmehr. In jedem Dorf ein hölzerner Krämerladen, darin alles, was es zum Leben braucht. An frischen Sachen gibt es in Anchor Point: Tomaten, eine Sorte Salat, Äpfel, schrumpelige Kiwis, eingeschweißte Trauben, Zitronen, Kartoffeln, Karotten, mehr nicht. Dafür Tiefkühlprodukte und Dosen, Cerealien im Überfluss, Gläser voll mit Soßen, Alkohol, *wines of the world*. Im einzigen Restaurant im Ort die immer gleiche Auswahl: Fish & Chips, Burger, Caesar Salad usw. Am Nebentisch studieren Einheimische ausführlich die Speisekarte, der Älteste rollt minutenlang ratternd eine Angelschnur auf, lautstark, ungeniert. *Oh yes, a club sandwich, with mayonnaise, that sounds great*. Jegliche Verfeinerung urbanen Lebens fehlt, keine Doppelbödigkeiten und kein Chichi, die Dinge sind, wie sie sind: pures Dasein. Nach sechshundert Kilometern und drei Tagen Tischgespräche-Belauschen dann die (simple) Erkenntnis: Frauen reden meist über Kinder, Enkel und Fernsehserien, Männer über Fische.

Endlich: **L'Anse aux Meadows**.

**L'Anse aux Meadows** Der Ursprung des Namens ist strittig. Zum ersten Mal auf einer Karte erwähnt wird Anse à la Médée im Jahr 1862, vermutlich nach einem Schiff namens *Médée* benannt. Französische Fischer schrieben es später um in L'Anse aux Méduses, die Bucht der Quallen. Andere Interpretationen sprechen von einer englisch-französischen Mischform, wie sie im Osten Kanadas nicht unüblich ist; auf das französische *anse* (Bucht) folgt das englische *meadows* (Wiesen).

Weiß ist die Farbe der Stunde. Gleißend weiß ist das nordische Licht, geweißt sind die Häuser aus Holz, weiß sind die Möwen, die dem Ort seinen eigenen Sound geben, einen Sound, der nur nachts für wenige Stunden verstummt, bevor er frühmorgens wieder anschwillt und während des Tages die karge Heidelandschaft beherrscht. Wie weiß muss es erst im Winter sein. Die Vogelbrutinsel nördlich von L'Anse aux Meadows ist nicht groß, aus der Ferne nur als flache Erhebung zu erkennen, Abertausende Möwen am Boden und in der Luft, schreiend. Weiter hinten ragt aus dem Wasser ein mächtiges Felsplateau, steile Klippen, eine Grasschicht obendrauf. Der Nebel umzingelt diese gewaltige Skulptur, lässt sie ganz verschwinden im milchig dunstigen Licht, bevor er sich verzieht und dieser Brocken wieder majestätisch zutage tritt wie seit Jahrtausenden schon. Diese Inselchen sind die letzten Ausläufer der Appalachen, die Gebirgskette zieht sich bis tief in den Süden der USA. Hinter ihnen dann nur noch das Meer und ganz weit in der Ferne, bei klarem Wetter zu erkennen: die Küste von Labrador. Der Highway führt schnurgerade zum Ozean hinab, zu beiden Seiten mit Blumen gesprenkelte Wiesen, unten eine Wendemöglichkeit nach links, eine Wendemöglichkeit nach rechts, ein Restaurant mit hölzerner Terrasse, ein Dutzend Häuser, vor denen gelegentlich zwei oder drei schweigsame Alte sitzen, Wäscheleinen zwischen die Häuser gespannt, bunte Stoffe flattern im Wind; mehr ist da nicht. *Land's End*.

Das war es also. Hier lebten sie also. Ein Fischerdorf am Rande der Welt ist der eigentliche Anfangspunkt meiner Reise, Anfangspunkt nicht nur aus geografischem, sondern auch aus historischem Grund. Es ist (vermutlich) der Ort, an dem Europäer zum ersten Mal auf amerikanischem Boden siedelten und dabei auf Menschen stießen, deren Urururrahnen sich vor 50 000 Jahren von Afrika aus über Asien auf einen anderen Weg gemacht hatten als jene, die Richtung Europa zogen, der Punkt also, an dem sich zwei Menschheitslinien nach

jahrtausendelanger Entwicklung wieder begegneten, eine Begegnung, die nicht friedlich verlief, sondern in einem Akt der Gewalt. L'Anse aux Meadows ist 1961 zu Berühmtheit gelangt, als ein sechzigjähriger Anwalt, Hobbyarchäologe und Abenteurer aus Norwegen die Spuren einer Wikingersiedlung entdeckte, die die Einheimischen fälschlicherweise als überwuchertes Indianercamp aus früheren Zeiten gedeutet hatten, von den Kindern seit Generationen als Spielplatz genutzt. Zu Helge Ingstads Quellen gehörten die *Grönlandsaga* und die *Saga von Erik dem Roten*, im späten Mittelalter von Mönchen niedergeschrieben, jahrhundertlang hatte man sich die Geschichten der rauen Nordmänner nur erzählt. Der umtriebige Norweger hatte die Sagen sorgfältig studiert, genauso wie seine Frau, die Archäologieprofessorin Anne Stine Ingstad. Es war Leif Eriksson gewesen, der Sohn des berühmten rothaarigen Erik, der sich um das Jahr 1000 herum mit 35 Männern von Grönland aus quer über den Nordatlantik auf den Weg nach Westen machte, um Land zu erforschen, von dem er schon wusste durch einen anderen Seefahrer, der sich kurz zuvor über den Atlantik gewagt hatte. Wie lange Leif und seine Männer blieben, wo überall sie an Land gingen und wie groß das legendär gewordene, in den Sagen als nahezu paradiesisch geschilderte *Vinland* genau war, all dies ist nicht gesichert. Vieles spricht dafür, dass die Siedlung in L'Anse aux Meadows nur eine Art Basisstation war, von der aus die Wikinger die Gegend erkundeten. Wahrscheinlich gelangten sie bis aufs Festland, der Fund wilden Weins spricht für diese Theorie, im heutigen New Brunswick drüben machte das Klima es möglich. Leif Eriksson soll Rebstöcke und Trauben in großen Mengen nach Grönland zurückgebracht haben, *Vinland* bedeutet *Weinland* nicht ohne Grund. Die Artefakte, die das Ehepaar Ingstad und sein Grabungsteam entdeckten, beschränken sich auf wenige Gegenstände, eine rostige Nadel, ein paar bearbeitete Hölzer, ein bisschen Metall. Doch es ließen sich die Grundrisse von sieben Hütten ausmachen und der einer Schmiede

noch dazu, die Spuren sind im Boden zu erkennen, sie sind der eigentliche Kern der Stätte, nicht spektakulär für die Besucher, doch historisch bedeutungsvoll; es ist nicht alles ausgegraben, womöglich liegt noch mehr tief unten im Moor, für spätere Zeiten und zukünftige Forscher auf natürliche Weise konserviert. 1978 erklärte die UNESCO die Fundstelle zum Weltkulturerbe, das Ehepaar Ingstad erfuhr große Ehre und genoss ein langes Leben. Wie Leif Erikssons Leben nach seiner Rückkehr nach Grönland verlief, ist nicht bekannt. Was man aber weiß: Sein Bruder Thorwald startete eine weitere Expedition, die sowohl für ihn als auch für mindestens acht andere Menschen tödlich verlaufen sollte; die erste Konfrontation zwischen Ureinwohnern und europäischen Eindringlingen – der Beginn einer unseligen Geschichte. Wenn hier heute einer erzählt, er sei ein *Viking*, dann meint er damit, er stamme von Skandinavien ab. Die Wikinger selber haben keine Nachfahren hinterlassen, blieben nicht sehr lange, vielleicht drei, vielleicht zehn Jahre, Enthusiasten sprechen von 26 Jahren, was aber mehr Wunschdenken denn Realität zu sein scheint. Grund für den Rückzug waren wahrscheinlich die Ureinwohner, auf die Thorwalds Leute trafen, vielleicht im Süden Neufundlands oder auch auf dem Festland drüben, von den Nordmännern herablassend *Skraelinger* genannt, was man mit *Schwächlinge* übersetzen könnte. Thorwald schlachtete acht Männer, die er in ihren Booten schlafend angetroffen hatte, kurzerhand ab, wurde aber selber von einem Giftpfeil getroffen, der ihn das Leben kostete. Das war der Anfang. Auch die dritte und die vierte Reise nach *Vinland*, die erst ein Bruder und später eine Schwester von Leif und Thorwald unternahmen, endeten blutig. Sie alle bewohnten mit großer Wahrscheinlichkeit das Lager in L'Anse aux Meadows, bauten es aus, zogen von hier aus los, die Herrscher der Region zu werden, wollten wohl für immer bleiben, sich niederlassen. Auch Frauen waren dabei, eine Spinnwindel deutet darauf hin, sogar die Geburt eines Jungen ist bekannt, *Snorri*



hieß der erste Europäer, der je auf amerikanischem Boden geboren wurde. Doch die Situation wurde unangenehm für die aus Grönland Zugereisten, die Ureinwohner ließen sich nicht einfach verdrängen, bekämpften die Eindringlinge vehement. Die Archäologen gehen von einem geordneten Rückzug der Fremden aus, daher die wenigen Fundstücke; man nahm mit, was mitzunehmen wert war (womöglich trat auch eine Ureinwohnerin die Reise über den Atlantik an; ein isländisches Forscherteam um Sigridur Ebenesersdóttir vermutet, dass sich in den Genen einiger Isländer Spuren dieser Frau finden, bei 76 Einwohnern wurde eine entsprechende DNS-Sequenz entdeckt), und überließ den Platz der Natur, dem Wind, dem Meer, den Vögeln, die auch heute lautstark ihre Präsenz demonstrieren. Manchmal wird das Mówengeschrei von Motorenlärm übertönt: Dann fährt ein Wikinger auf einer Harley-Davidson vorbei, langer Bart unter schwarzem Helm, grob gewebte Stoffe flattern im Wind; ein Wikinger auf dem Weg zur Arbeit. Man findet sie während der Sommermonate vermehrt in L'Anse aux Meadows, in der archäologischen Ausgrabungsstätte oder auf der gegenüberliegenden Straßenseite im Wikingerdorf **Norstead**. Dort entfachen sie Feuer, füttern Ziegen, reparieren Boote, sitzen in düsteren Langhäusern aus Holz, Torf und Gras, hämmern, kochen und reden, erzählen Sagen und Mythen, ganz so, als ob es immer noch das Jahr 997 oder 1001 wäre, die Geschlechterrollen klar verteilt, auch ein Kind ist mit dabei. Frühmorgens klettern sie in ihren Kostümen aus hochrädigen Autos, am späten Nachmittag steigen sie wieder ein, raffen die dicken Stoffe zusammen, wischen den Ruß von der Stirn, kämmen sich die Haare, gehen für die Nacht nach Hause, sind moderne Menschen mit Nagelscheren, elektrischen Heizkissen, Satellitenradios und Insektenvertilgungsmitteln. Wenn sie weg sind

**Norstead** Im Jahr 2000 erbautes Museumsdorf mit dazugehörigem Hafen, der Name ist eine Worterfindung.

nach Feierabend, ist hier keiner mehr, auch kein Tourist. Dann gibt es nur noch das Meer, den Wind, die Vögel und manchmal einen Elch, der diese Urlandschaft durchquert. Die Wikingerhäuser scheinen aus dem Boden zu wachsen, das Gras der Dächer geht nahtlos in die Wiesen über, grün geduckte Behausungen, sturmzerzaust. Dann ist es herrlich hier, der Hund flitzt querfeldein, keine schreiend bunten Regenjacken stören das Bild, man ist ganz eins mit dieser gewaltigen Natur, dem Himmel und dem Wetter ausgeliefert, die Sonne geht nicht theatralisch unter, kein flammendes Leuchten und Glühen, es ist mehr ein sanftes Vergehen des Lichts, und es beschleicht einen die leise Ahnung, was für ein hartes Leben das war und auch heute noch ist, in dieser Abgeschlossenheit. Abends kann es sein, dass man einen der Mannen im Restaurant eines Nachbardorfes beim Vortragen hiesiger Volkslieder sieht, eine melancholische und warmherzige Angelegenheit, ein Sommernebenverdienst, im Winter ist der Wikinger in der Regel arbeitslos. Manche Gäste singen Zeile für Zeile mit, rotbackig und sentimental, heimwehkranken Neufundländer, die zu Besuch sind, vor Jahrzehnten schon die Abgeschlossenheit der Insel eingetauscht haben gegen eine zeitgemäßere Existenz auf dem Festland, irgendwo im dicht besiedelten Streifen entlang der Grenze zu den Vereinigten Staaten. Den robusten alten Wade habe ich am Vortag neben seiner polierten Harley in geschnürten Ziegenlederlappenschuhen und mehrschichtiger Wikingermontur kennengelernt und später Sagen rezitierend in der nachgebauten Hütte des Weltkulturerbes wiedergetroffen (was mich im Übrigen zunächst ein wenig verwunderte, denn seit wann geht die UNESCO auf solch dramatische Spielereien ein; erst Tage später erfahre ich, dass eine neufundlandweit berühmte und geachtete Einheimische – die wilde Barb – sich für den Bau der Gebäude und den Einsatz von Schauspielern starkgemacht hat, der Tourismusförderung zuliebe, denn wer wollte schon ans hinterste Ende des amerikanischen Kontinents reisen, um dann nur vor ein paar

Bodendellen auf einer Wiese zu stehen). Hier spielt er leichthändig Gitarre und singt traurig-schöne Lieder, er sieht frisch gewaschen aus, der dicke Bart gekämmt, kein Vergleich zu dem Mann in dem verschmutzten Kostüm, der er vor Stunden noch war. Er zwinkert mir zu, der einzigen Einzelreisenden weit und breit, Neufundland ist Paar-Reiseland, zu einsam ist diese Weltengegend für Seelen, die das Alleinsein nicht gewohnt sind, man erkennt einander schnell und verbündet sich, wenn man allein und ungebunden ist; Wade singt ein Lied für mich. Im Winter lebt er in Clearwater, Florida, einer der wenigen Einheimischen, die von hier fliehen, die es nicht aushalten in der ewigen Kälte und Nacht.

**Sprachübung:** *moose* – Elch

Der **Elch** ist ein fremdes Tier in Neufundland, heimisch auf dem kanadischen Festland, nicht jedoch auf der Insel. Er immigrierte nicht freiwillig, kam nicht etwa aus Labrador angeschwommen, sondern wurde von Menschenhand importiert. Männer wollten jagen, und die Karibus waren alle tot, ausgerottet innerhalb weniger Jahrzehnte. Da hatte einer die Idee mit dem Elch. 1878 setzte man eine Kuh und einen Bullen aus, 1906 zwei weitere Paare. Bereits drei Jahre zuvor war der letzte Wolf erschossen worden, die Elche lebten ohne natürliche Feinde und vermehrten sich prächtig. Heute gibt es rund 250 000 Tiere in Neufundland, alle stammen von denselben sechs Urvätern und Urmüttern ab. Sie fressen die jungen Bäume kahl, rennen ungeniert durch Dörfer und Gärten, heben ihre langen Beine bemerkenswert grazil über die Leitplanken, um mit unverdrossener 700-Kilogramm-Elchwucht über die Straße zu wetzen

**Elch**, *Alces alces*, größter aller Hirsche; kommt in Nordamerika, Nordeuropa und Asien vor, bevorzugt kaltes Klima, bewältigt minus 30 Grad Celsius.

und direkt auf den Kühlerhauben zu landen, besonders nachts, die Beine gebrochen, der Wagen zerdrückt; mächtige Tiere mit einer Rückenhöhe von über zwei Metern, die wie schwarze Schatten aus dem Gebüsch springen und jetzt zu Tausenden zum Abschuss freigegeben werden. Zu viele Elche hier. Im Gros Morne National Park finden sich nebst schrillgelben Elch-Warn-Piktogrammen auch beschriftete Schilder: *15 moose collisions this year*. Oder: *Slow down, save a life: it could be yours*. Rund siebenhundert durch den Zusammenstoß mit Elchen verursachte Autounfälle verzeichnet die Provinz jährlich, manche enden tödlich, nicht nur für die Tiere.

**Sprachübung:** *Newfie time* – neufundländische Zeitzone = sehr langsam

**Sprachübung:** Eisberg – *iceberg* (falsch: *ice mountain*)

Endlich einer, der nicht liebt, sondern hasst, ein wahrer Neufundland-Hasser, ich dachte schon, es gibt keine solchen Menschen hier. Und doch sitzt jetzt einer vor mir und blinzelt mich aus tief liegenden Äuglein an, sagt, er habe sein ganzes gottverdammtes Leben an diese gottverdammte Insel vergeudet, sei vom Vater zum Bleiben gezwungen worden, habe Fischer werden müssen wie der Großvater und der Urgroßvater. Tief verabscheut habe er das alles, die Einsamkeit, den Wind und die Kälte, die Tage auf See, das Fischermorden, das Blut, den Gestank, diese tödliche Langeweile und Kulturlosigkeit, schon als Kind habe er es verabscheut und tue es auch heute noch; was ich denn übrigens glauben würde, wie alt er sei? Ich schaue ihn an, selten habe ich solch ein Gesicht gesehen, von Falten und Fältchen durchzogen, verschmitzt und eigenartig, man könnte denken, der Schädel gehöre jemand anderem als die Haut, die auf wundersame Weise über ebendiesen Schädel gestülpt wurde, drei Nummern zu groß, als ob zwei Sachen zusammengefügt

worden wären, die nicht zusammenpassten. Sein Vater habe immer gesagt, sei froh, dass du ein Gesicht hast, bei dem alle lachen müssen, *a funny face*. Wir befinden uns im Wohnraum der Valhalla Lodge, an einem bewaldeten Steilhang gelegen, fernab jeder Siedlung, fünf Gästezimmer, eine Holzterrasse mit Blick über den Atlantik, weit draußen blendend weiße Eisberge, die langsam vorbeiziehen, umgekippten Würfelzuckerstücken gleich. Außer uns ist niemand im Haus. Ich schätze ihn auf fünfundachtzig, will charmant sein und antworte: *Seventy-five?* Er blickt mich entsetzt an, zweiundsiebzig sei er. Peinlich berührtes Schweigen, schließlich giggelt er, sagt, nein, er sei doch viel älter. Ich bin verwirrt, weiß nicht, was ich glauben soll, aber eigentlich ist es auch egal. Ich hatte vor dem Kamin gesessen, als er einfach hereingeschneit kam und sich neben mich auf den Schemel hockte, das tue er öfter, hatte er zur Begrüßung gesagt und gekichert; immer wenn er sich langweile, fahre er hierher und schaue, ob Gäste da seien, mit denen er sprechen könne, ich solle mich nicht fürchten, er sehe zwar seltsam aus, sei aber friedlich, *just a silly old man*. Später kommen die anderen Gäste dazu. Das schottische Ehepaar, sie ganz dick, er ganz dünn, sie reisen mit dem kanadischen Cousin samt Frau, er ganz dick, sie ganz dünn, alle vier sind Wikingerfans, deswegen sind sie hier. Der Cousin spricht davon, dass seine Vorfahren zu den allerersten Einwanderern gehörten, vierzehn Generationen seien belegt, immer wieder höre ich solche Geschichten, wenn schon nicht adelig, dann alteingesessen, das ist der Grundtext dieses Landes. Dann das muskulöse junge Paar aus Arizona, das Auto bis unters Dach vollgepackt mit allem Hab und Gut, sie reisen für drei Monate und wollen sich anschließend in Oregon niederlassen, erst quer durch den Kontinent nach Osten, dann wieder zurück nach Westen, die Entscheidung fiel auf Portland, weil sie dort fechten können, nicht wie in Phoenix, wo die Fechtenszene lausig sei, einen Job werden sie schon finden, irgendeinen, Hauptsache, fechten. Zu guter Letzt kommt

auch noch das alte Botanikerehepaar, emeritierte Professoren aus Washington, D. C., die in später Zuneigung zueinandergefunden haben und auf der Suche nach seltenen Pflanzen sind; sie blickt furchteinflößend streng, er spricht kaum, am Ende des Abends werden sie mich nach Washington einladen, irgendetwas habe ich richtig gemacht, habe ihren prüfenden Augen standgehalten. Der *silly old man* unterhält uns und lässt sich unterhalten, er will hören, wo wir alle schon waren, saugt begierig die Namen der Orte und Länder auf, die er hätte besuchen wollen und nicht besuchen konnte, er war nur einmal in den Vereinigten Staaten, mehr Ausland kennt er nicht. Draußen in der Welt herrschten die totale, atemberaubende Aufregung und Freiheit, sagt er, hier drinnen aber nur Langeweile und Zwang. Die Mutter sei abergläubisch gewesen wie die meisten Neufundländer, seine Kindheit ein einziges Spießrutenlaufen, all die Regeln und Verbote, diese permanente Angst vor Unglück und Tod.

*Don't put new shoes on the table.*

*Don't pass someone on the stairs.*

*Don't cross two knives.*

*Don't walk under a ladder.*

*Don't break a mirror.*

*Don't spill salt.*

*Don't put the keys on the table.*

*Don't walk on a spider.*

*Don't meet a red-haired woman.*

*Don't meet a crossed-eyed person.*

*Don't whistle in a boat.*

Schließlich steht er auf, verabschiedet sich, muss los, bevor es eindunkelt, die Elche, *you know*. Wir nicken, bleiben sitzen, sprechen über diese eigenwillige Gestalt, der Schotte holt eine Flasche Weißwein aus seinem Zimmer. Ich gehe in die Küche, suche Gläser, denke an die alte Frau, die heute Morgen das Frühstück zubereitet hat,

an ihre Verzweiflung, weil zwei Gästepaare zur selben Zeit kamen und ich auch schon da stand, sie Brot toasten und gleichzeitig Marmelade, Cornflakes und Milch auf den Tisch bringen sollte, den sie noch nicht gedeckt hatte, obwohl es doch schon neun Uhr war und sie bereits seit über einer Stunde im Haus. Sie redete sich ununterbrochen gut zu, *don't panic, Rose, one thing after the other, you can do it*, die Hände zitterten, ich versuchte sie zu beruhigen, wir haben Zeit, seien Sie ganz entspannt. Sie sah mich dankbar an, verschüttete Orangensaft und murmelte, sie komme mit der Geschwindigkeit der Leute vom Festland einfach nicht zurecht, *Newfie time is different*. Der Schotte und sein Cousin schwärmen von der nachgebauten Wikingerstätte, werden gleich noch das abendliche Theaterstück in Norstead besuchen, das Botanikerpaar schaut indigniert, Populärkultur gegen Wissenschaft. Ich denke an die blonde Mittvierzigerin, die zum Team der Stätte gehört, an ihre glühenden Augen, daran, wie sie mir mit rauer Stimme erzählt hat, dass sie seit Jahren keinen BH mehr trage und sich die Beine nicht rasiere, weil sie sein wolle wie eine Wikingerfrau, der Erde ganz nah, archaisch; sie war geradezu entfesselt, wild, besessen. Ich sprach von *viking cult*, sie schüttelte den Kopf und meinte, das klinge so abschätzig, ihr sei *passion* das liebere Wort. Die Weinflasche ist leer, die Schotten werden sich gleich ihrer Wikingerleidenschaft widmen, die Biologen frisch gefangenen Fisch essen gehen, und bei den beiden Fechtern aus Arizona fantasiert man sich eine leistungsstarke Bettübung zum Auftakt des Abends. Lino und ich verziehen uns mit einer Tüte Lebensmittel in unseren *Snorri Room*, ganz und gar frei von jeglicher Passion.

**Aktuelle Notiz:** 336 Abgeordnete der französischen Nationalversammlung bejahen ein Ganzkörpererschleierverbot, es gibt 1 Gegenstimme. Der britische Regierungschef David Cameron spricht sich zwei Tage später gegen ein Verbot der Burka aus.

Es will einfach das Gefühl nicht schwinden, dass diese Wikingerobsession eine rassistische Note hat, tief unten, wahrscheinlich unbewusst. Die Heroisierung einer nordeuropäischen Schlägertruppe, die rund ein Jahrzehnt lang die neufundländische Küste besiedelt hat, all die Albernheiten wie die mit Emphase nachgestellten Kampfspiele, die hämmernden Schmiede und in düsteren Räumen webenden Frauen, die Versuche, selbst den nordmännischen Speiseplan als lukullische Meisterleistung zu verkaufen, die schier unendliche Literatur zum Thema: Wäre dies auch der Fall, wenn die Wikinger aus Nordafrika angereiste wilde Kerle mit dunkler Haut und schwarzen statt blonden Bärten gewesen wären? Warum nicht ein ebensolches Interesse an den *native people*, die hier immerhin schon vor sechstausend Jahren lebten, an ihrer Spiritualität oder Naturverbundenheit? Die Identifikation mit einer Handvoll grobschlächtiger, weißhäutiger Männer, die auszogen, die Welt zu unterwerfen, bleibt (nicht nur, aber eben auch) irritierend.

*Welcome to St. Anthony –  
Iceberg, Whale and Moose Capital of the World*

Kurzbesuch im Redaktionsbüro des **Northern Pen**, eine halbe Autostunde von L'Anse aux Meadows entfernt. Der Chefredakteur sei exzentrisch und überaus attraktiv, hat die büstenhalterbefreite Wikingerliebhaberin gesagt, ihn zu treffen ein einziger Genuss, er baue zurzeit ein traditionell neufundländisches Boot und wolle damit verreisen für ein Jahr. Die Redaktionsräume liegen im Erdgeschoss eines nichtssagenden Gebäudes an der Ausfallstraße von St. Anthony, das mehr Fischerdorf denn Kleinstadt ist, auch wenn es

**Northern Pen** Lokale Tageszeitung, die schon von der amerikanischen Autorin E. Annie Proulx in ihrem Roman *Schiffsmeldungen* verewigt wurde.

ein Krankenhaus beherbergt und den einzigen Supermarkt weit und breit; um eine Bucht herum erbaut, Nadelbäume auf Hügeln, Nebelschwaden über dem Wasser, vertäute Boote, ein friedlicher Ort. Aaron Beswick ist Ende zwanzig, in der Tat gut aussehend und selbstbewusst, sonore Stimme, wacher Verstand, ein rot gelockter Jüngling, der weiß, dass er die Geschehnisse im Norden Neufundlands ans Tageslicht holt, kommentiert und auch ein wenig lenkt. Nationale oder gar internationale Politik kommt im *Northern Pen* nicht vor, man konzentriert sich auf Lokales, Fischereiberichte, das neue Softballfeld, ein utopisches Tunnelprojekt hinüber nach Labrador, auf die Forderung nach einem weiteren Sanitätshubschrauber, den Autopsiebericht einer auf mysteriöse Weise angeschwemmten Lederschildkrötenleiche, auf das Wetter natürlich, das wechselhafte. Aaron Beswick stammt aus Nova Scotia und ist, durchaus bemerkenswert, Islamwissenschaftler, was ihm hier wenig hilft, da es auf der Insel kaum Muslime gibt. Seine einzige Reporterin schreibt das halbe Blatt voll, Porträts vor allem, eine Australierin, die der Zufall an diesen abgelegenen Flecken gebracht hat, kaum über zwanzig Jahre alt; ein dynamisches Duo, doch kein Paar. Aaron spricht über die Schuld der Kanadier den *natives* gegenüber, sagt, *we have done bad things to them*; dann habe man sich schlecht gefühlt wegen des Übels, das man den Inuit und Indianern zugefügt habe, sie mit Wiedergutmachungsgeld zu kaufen und das eigene Gewissen zu beruhigen versucht, ihnen damit noch Schlimmeres angetan und sie in eine Abhängigkeit geführt, für die man sie jetzt auch noch verachte. So deutlich, wie er spricht, so deutlich schreibt er auch, ein kritischer Geist, der gemeinsam mit einem quirligen Mädchen aus Australien die nordneufundländische Meinung macht.

**Sprachübung:** *Lyme disease* – Borreliose

Hängen geblieben in Daniel's Harbour. Eine heruntergekommene Trucker-Lodge am Straßenrand, Nebel, der sich nicht verziehen will, zwischendurch heftige Regenschauer, der Ausblick aufs Meer könnte wohl schön sein, an einer Stelle verkündet ein Schild: *Whale Watch Outlook*. 288 Einwohner zählt die Gemeinde, die meist weißen Holzhäuser stehen kreuz und quer in der Landschaft herum, Kabel schwanken im Wind, verbinden die Gebäude wie geheimnisvolle Schnüre, durch welche die Wörter reisen. Ich bin mit Jim verabredet, dem Besitzer der Lodge, der mit einer italienischen Frau verheiratet ist, wie er mir bereits bei der Reservierung schrieb. Er habe eigenhändig ein Gewächshaus für sie gebaut, damit sie Radichio, Tomaten und Auberginen ziehen könne, fürs mediterrane Lebensgefühl. Eine Italienerin in Daniel's Harbour, wie ungewöhnlich. Ich möchte sie kennenlernen, stelle mir meine süditalienische Verwandtschaft vor, irgendeine meiner Tanten oder Cousinen, wie sie hier stehen und *Sugo di Pomodoro* kochen, mit Kapern und Pinienkernen, ein wohliger Gedanke. Doch Jim ist nicht da. Jim war auch gestern Abend nicht da. Er sei beim Fischen, sagt die Frau im anliegenden Restaurant, ein ausgestopfter Elchkopf hinter ihr an der Wand. Es regnet in Strömen, und der Mann ist fischen gegangen. In diesem Ort gibt es rein gar nichts zu tun, im Krämerladen war ich schon, die Verkäuferin hat mir erzählt, dass sie ihr Töchterchen diesen Sommer nur an zwei Tagen habe draußen in der Sonne spielen lassen können. Also mit einem Buch zurück ins Bett, ein wackeliger Flurfußboden, morsches Holz unter feuchtem rotem Teppich, die Lodge ist mehr Baracke denn Haus, die Schiebefenster der Gästezimmer weisen zum Flur, nachts hört man den Nachbarn schnarchen. In einem der Zimmer sitzt eine in die Jahre gekommene übergewichtige Frau auf dem ungemachten Bett, sie atmet schwer. Neben ihr ein alter Mann, er tätschelt tröstend ihre Hand. Sie sehen mich, erheben sich schuldbewusst und ächzend. Als ich nach einer Stunde wieder ins Restaurant gehe, um einen Tee zu holen (irgend-

etwas muss man ja tun), streicht sie die Laken glatt, später erfahre ich, es war ihre erste Arbeitswoche als Zimmermädchen, und es wird ihre letzte gewesen sein, adipös und alt, das ist zu viel für sie. Regen trommelt aufs Dach, der Hund macht es sich gemütlich, streckt die Beine von sich, und da sehe ich ihn, den flammend roten Fleck auf seinem Bauch. Ich werde nervös, die Zecke von vor zehn Tagen in Bayern, bitte keine Borreliose oder gar eine Meningitis, die Lino schon einmal nur knapp überlebt hat. Ich weiß, der nächste Veterinär befindet sich vierhundert Kilometer südlich, ich mache ein Foto von dem Fleck, möchte das Bild der Tierärztin zu Hause mailen und frage im Dorfladen nach, wer einen Internetanschluss hat, keiner kann mir weiterhelfen, aber ich solle es in der Schule versuchen. Die Schule ist geschlossen, daneben gibt es den Dorfarzt, ein enger Raum, kein Arzt da und auch kein Patient. Nein, hier hätten sie keinen Computer, bedauert die Arzthelferin, lädt mich aber zu sich nach Hause ein am späten Nachmittag, da könne ich ins Internet für eine Recherche. Sie ist eine gepflegte Frau um die fünfzig, rot lackierte Fingernägel, sorgfältig frisiert, ein rundlicher Körper, sehr charmant. Zurück in der Lodge frage ich nach Jim, er ist noch immer nicht da, mich macht das alles wahnsinnig hier, ich beäuge den Hund, sieht er schon krank aus, ich weiß es nicht. Gegen fünf dann eine Fahrt über schlammige Straßen zum Haus der Arzthelferin, ein Kind öffnet die Tür, sagt, die Mutter sei im Schuppen hinten, und da steht sie tatsächlich, ein wuchtiges Fleischermesser in der Hand, eine Schürze um den Körper gebunden, überall Blut, vom Messer tropft es in eine Schüssel, der Stoff ist getränkt damit, ihre Hände sind blutverschmiert, eine Nuance dunkler als der Nagellack, neben ihr sitzt ihr Mann, vor ihm ein Bottich mit frisch gefangenem **Heilbutt**, große Tiere, sicher achtzig Zentimeter lang. Die Arzthelferin säbelt den Fischen auf einem Holzbrett die Köpfe ab, schlitzt sie auf und nimmt sie aus, die manikürten Finger wühlen in den toten Leibern, ziehen Innereien hervor, ich muss weg-

schauen, der Fischer lacht. Eine Nachbarin gesellt sich dazu, ein Fisch wird filetiert, sie hat einen Teller mitgebracht, nimmt die frischen Stücke mit nach Hause, winkt mir zu, ich solle mitkommen, bei ihr sei das Internet schneller. Ich bin froh, dass ich mich verabschieden kann, weg von dieser Schlachtereier. Drüben höre ich in dreißig Minuten eine ganze Biografie, trinke heiße Schokolade, schaue Fotos von dem toten Neffen an, bei einem Minenunglück in Alberta ums Leben gekommen, keine zwanzig Jahre alt, man ist schnell zur Hand hier mit den schlimmen Geschichten.

Später endlich treffe ich Jim, weißer Lockenkopf, weißes Bärtchen, muntere Augen. Der Lodgebesitzer ist gleichzeitig der lokale Anwalt, kümmert sich um die Nöte der Bevölkerung, Ehezwist, Folgen von Alkoholexzessen, Probleme mit Behörden, kleinere Delikte, denn große gibt es nicht, die nächste Polizeistation ist 85 Kilometer entfernt, Gefahr droht hier nur von den Elchen. Wir setzen uns ins Restaurant, Lino darf mit, ein Novum, Hunde sind in ganz Nordamerika in Lokalen verboten, aber Jim ist schließlich der Chef und das Gesundheitsamt weit weg. Er erzählt von seiner Großmutter, einer britischen Krankenschwester, die 1921 als junge Frau alleine aus London nach Neufundland reiste, weil sie in einer Zeitung gelesen hatte, dass im fernen Norden Menschen an Krankheiten starben, die in England längst heilbar waren. *Nurse Myra Bennett, The Florence Nightingale of Newfoundland*. Hochdekoriert mit Orden, wurde sie hundert Jahre alt, sie hatte einen Fischer im Ort geheira-

**Heilbutt**, *Hippoglossus hippoglossus*, rechtsäugiger Plattfisch, kann drei Meter lang, 400 Kilo schwer und bis zu 50 Jahre alt werden, im Nordatlantik gibt es den Schwarzen Heilbutt (*Reinhardtius hippoglossoides*), der aber mit dem echten Heilbutt nicht näher verwandt ist. Der Heilbutt jagt im Gegensatz zu anderen Plattfischen nicht am Boden, sondern im Freiwasser.



tet, er lebte fast so lang wie sie. Ihr Wohnhaus ist heute denkmalgeschützt, Myra Bennetts Leben wurde verfilmt, man hat Bücher über sie geschrieben; Jim sagt es leise, nicht ohne Stolz. Und dann plötzlich erscheint sie, die Italienerin, die ich mir lächerlicherweise als kleine, dicke Sizilianerin vorgestellt hatte, mit schwierigen Händen im Gewächshaus Tomaten pflückend, Sandra Pupatello kommt also durch den Raum geschritten, in fließende Stoffe gehüllt, hochgewachsen, schlank, das Haar frisiert wie von einem *parrucchiere milanese*, elegant und schön – ein fremdartiges Wesen in solch grober Umgebung. Entsetzt sei sie gewesen, als Jim diese Bruchbude gekauft habe vor sieben Jahren, erzählt sie, heillos entsetzt. Man hätte die Lodge sonst abgerissen, entgegnet er, sie wäre verloren gegangen für immer, die Lastwagenfahrer hätten sich für die Nacht eine andere Bleibe suchen müssen, er habe etwas dagegen unternehmen müssen, allein schon aus Sentimentalität, eine Kindheits-erinnerung, schließlich habe das Haus einmal seinen Eltern gehört. Jetzt flicke er, sagt sie, baue an und um, ein Fass ohne Boden, dieses Gebäude, aber es sehe schon besser aus, zum Beispiel die Panoramafenster im Restaurant, absurd sei das gewesen, jahrzehntelang eine geschlossene Holzwand, dahinter der Ozean, und jetzt endlich dieser gewaltige Ausblick. Wer ist diese Frau? Abends, bei ihnen zu Hause, erfahre ich mehr, an der Wand der Anwaltskanzlei im Keller hängt ein gerahmter Zeitungsausschnitt, es ist die Titelseite: *Sandra Pupatello, Ont. cabinet's most powerful woman*. Sie ist die Wirtschaftsministerin von Ontario, eine Persönlichkeit der kanadischen Politik. Ihre Eltern wanderten nach dem Krieg aus Norditalien ein, arme Friulaner mit der Hoffnung auf ein neues Leben, Sandra wurde in Toronto geboren, und wenn sie **Friaulisch** spricht, tut sie dies

**Friaulisch** Auch Friulanisch oder Furlanisch, eine romanische Sprache, als Minderheitensprache in Italien anerkannt; die ersten Schriftstücke stammen aus dem 13. Jahrhundert.

mit englischem Akzent. Ein bemerkenswertes Paar, der Fischerdorfanwalt und die Staatspolitikerin. Zwölfmal im Jahr sehen sie sich für ein paar Tage, alle zwei Monate kommt sie von Ontario nach Neufundland geflogen, alle zwei Monate reist er von hier nach Toronto. Zwei Millionen Immigranten brauche Kanada, erklärt Sandra und schöpft Hummerspaghetti auf die Teller. Mit am Tisch sitzen auch Jims Tochter aus erster Ehe, ihr Mann und die zwei Kinder. Der junge Mann stammt aus Labrador, er ist wortkarg, seine Frau hingegen gesprächig, sie erzählt von dem Gentest, den sie machen mussten, bevor sie heiraten und Kinder bekommen durften, es gebe zu wenige Einwohner in Labrador und Westneufundland, alle seien miteinander verwandt irgendwie, Missbildungen müssten vermieden werden. Ja, schon, sage ich, aber deswegen gleich ein Pflicht-Gentest? Zwei Millionen Einwanderer, lenkt Sandra zurück zum Thema, es werde geworben überall auf der Welt. Sie brauchten nicht nur qualifizierte Leute, alle könnten kommen, Hauptsache, die Immigranten zögen in die Provinz und nicht in die Großstädte, hinauf in den Norden also, doch wer will schon in den Norden. Kanada sei das bessere Amerika, sagt sie, die Menschen gebildeter, weltoffener und ganz modern; Sozialversicherung, Krankenversicherung, Rente, alles, was wir in Europa hätten, gebe es hier, zudem kaum Rassismus, Multikulturalität als Grundsatz, ein nahezu ideales Land also. Sie merke, welch große Probleme die Europäer mit Ausländern hätten, erst neulich bei einer Tagung in Rom habe man sie gefragt, wie die Kanadier mit *that kind of people* umgingen, und man habe mit *quella gente* die Einwanderer aus Afrika und Osteuropa gemeint, schlimm sei das, dieser unverhohlene Rassismus. Politikersprache oder Realität, frage ich mich und denke an den schönen Chefredakteur in St. Anthony, der den herablassenden Umgang mit den Ureinwohnern kritisierte; an die Reisende aus Vancouver, die über die vielen Asiaten im Land schimpfte; an die Inuitfrau aus Labrador, deren Brüder allesamt Trinker sind, ver-

zweifelt und gedemütigt; an die ständig wachsende Gemeinde der sich auserwählt fühlenden evangelikalen Fundamentalisten rund um Calgary, ausgerechnet dort, wo nahezu jeder für die Erdölindustrie arbeitet, mit fossilen Brennstoffen also, die den kreationistischen Glauben an die Erschaffung der Welt vor fünftausend Jahren eigentlich zu einem totalen Unding machen sollte; an den Cousin des Schotten, der sich mit Blick auf seine Ahnentafel als einer der *wenigen richtigen* Kanadier bezeichnete; an den Wikingerkult, ja, an den nicht zuletzt. Und doch: Wo werden Immigranten mit solch offenen Armen empfangen, wo fühlt man sich als Ausländerin derart willkommen, wo sprechen Politiker so glaubhaft und euphorisch über das Positive des interkulturellen Miteinanders? Während die anderen weiter essen und trinken und es wohl ein langer Abend werden wird, setze ich mich an den Computer im Keller und schaue, ob die Tierärztin geantwortet hat. Die von mir beschriebenen Hautflecken seien zwar ein Anzeichen für Borreliose bei Menschen, nicht jedoch bei Tieren, schreibt sie, ein Zeckenbiss sei das nicht. Sie tippe auf eine bakterielle Hautentzündung, verursacht vielleicht durch den Stich einer **black fly**, mit Antibiotika zu behandeln, sicherheitshalber.

Zurück zum Flughafen Deer Lake, eine Fahrt im Regen, einmal mehr, manchmal reißt die Wolkendecke auf, dramatisches Licht, das sich über die Berge und die schwarz funkelnden Seen legt, die

**black flies** *Simuliidae*, dt. Kriebelmücken; die sehr kleinen Mücken treten Ende April bis Juli in Massen auf; sie sind keine Stichsauger, sondern Poolsauger, erzeugen mit ihren Mundwerkzeugen Wunden, in denen sich Blut sammelt, das sie dann aufsaugen; die Stiche der *black flies* sind nicht nur schmerzhaft und lästig für Menschen, sondern im schlimmsten Fall auch tödlich für Tiere, Rinder etwa können bei massivem Befall so panisch reagieren, dass sie an Herz-Kreislauf-Versagen sterben.

bunten Wiesenblumen am Straßenrand leuchten frivol, um beim nächsten Regenguss artig wieder in die Unscheinbarkeit zu versinken. Ein Straßenschild verweist auf den Abzweig *Transcanada Highway* Richtung Osten: *South Brook, Gander, St. John's*. Das *Loch von Gander* kommt mir in den Sinn: Der Flughafen Gander war nach seiner Eröffnung im Jahr 1938 der größte der Welt, Stopp für die meisten Transatlantikflüge auf einer der **Great Circle Routes**, nicht in der Nähe einer Stadt gelegen, sondern draußen in der Wildnis, Gander selbst entstand als Baustellendorf. Während des Zweiten Weltkriegs lebten zehntausend Menschen in den Baracken der *US Air Force*, Militärmaschinen, die nach Europa flogen, tankten dort auf. Später nutzten Kubareisende aus der DDR Gander als Fluchtpunkt, stürmten aus den *Interflug*-Maschinen hinaus, rannten über die Rollbahn und verschwanden, einfach so. 5000 Dollar kostete jeder Flüchtling den ostdeutschen Staat, eine Art Immigrationsgebühr, die an die Kanadier zu bezahlen war. Die *Interflug*-Manager stopften das *Loch von Gander* erst Ende der Achtzigerjahre, indem sie Zusatztanks in die Flugzeuge einbauen ließen, die den Zwischenstopp erübrigen sollten. Ich parke den Wagen bei der Mietwagenstation, nur drei Autos stehen dort, Lino und ich spazieren quer durch den Wald, der gleich neben dem Flugfeld beginnt, eigentlich ist hier nichts, und man fragt sich schon, wie diese Mecklenburger, Ostberliner oder Thüringer sich gefühlt haben mögen, ganz ohne Besitz, weit weg von allem Vertrauten, mitten in dieser riesigen Natur; wie es ihnen ergangen ist in ihren neuen Leben. Kurz darauf sitze ich in dem gläsernen Abfertigungsraum, meine

**Great Circle** Der größtmögliche Kreis auf einer Kugeloberfläche wird *Great Circle* oder Großkreis genannt und ist die kürzeste Verbindung zweier Punkte darauf, er würde die Kugel in zwei gleich große Hälften schneiden; Flugrouten führen oft an Großkreisen entlang.



Propellermaschine landet, ich sehe Menschen, die von Bord gehen, eine Frau umarmt den Gepäckverlader, der Pilot scherzt mit einem Gast, das Jackett hat er im Cockpit gelassen, falls er überhaupt eines trägt, die meisten Passagiere nehmen ihre Koffer gleich am Flugzeug in Empfang, plaudern noch. Es ist klar: Man kennt einander. Leise Traurigkeit überkommt mich, ich kraule den Hund, gerne wäre ich Mitglied dieser Gesellschaft, ein Bedürfnis, von dem ich weiß, dass es nicht lange anhalten würde, bald schon würde mich die Abgeschiedenheit verrückt machen, von den langen Wintern ganz zu schweigen. Doch einen Moment lang gebe ich mich der Illusion hin, Teil dieser gewaltigen Insel zu sein, einmal mehr denke ich das eine Wort, das sich im Laufe der Tage in mein Gehirn geschlichen und darin festgesetzt hat: *Nordlandtausch*. Dann der Aufruf für meinen Flug, ich packe Lino in seine Tasche, gehe über das Flugfeld zu meiner Maschine und steige die wackelige Gangway hoch. Erst da sehe ich das Schild, das einen wie eine Verheißung begrüßt und mich verabschiedet: *Deer Lake – Your Connection To Adventure*.